



Peter Weingart

Die unwahrscheinliche Wiederbelebung der Akademien

Den meisten Bürgern wird es gar nicht aufgefallen sein, aber für Beobachter des Wissenschaftssystems ist es unübersehbar: allenthalben gibt es eine Renaissance der Akademien – nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Akademien werden neu gegründet, so schon 1990 die Europäische Akademie (Academia Scientiarum et Artium Europaea), der 1994 der Zusammenschluss von 53 Nationalen Akademien in 40 europäischen Ländern (All European Academies – ALLEA) folgte. 2004 kam die Hamburgische Akademie der Wissenschaften hinzu, was angesichts der traditionellen Wissenschaftsskepsis der hanseatischen Kaufleute an sich schon eine kleine Sensation ist. 2008 schließlich fand die Gründung der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech) als erster nationaler Akademie in Deutschland statt.

Und alte Akademien wurden neu gegründet. Das gilt für eine ganze Reihe von Akademien in den östlichen Nachbarländern wie u.a. Ungarn, Estland, Slowenien und Polen.¹ Dies war nach dem Zerfall des Sowjetimperiums Ausdruck der Abkehr vom russischen Akademiemodell, in dem die Akademien die Rolle von Großforschungsinstituten haben bzw. hatten. Verwunderlich ist die Rückkehr zum alteuropäischen Akademiemodell in diesen Ländern dennoch. Man hätte es ja bei der Rückübertragung der Forschungsfunktion an die Universitäten und der großzügigeren Förderung ihrer Modernisierung belassen können.

Nicht genug damit, dass es zu Neu- und Wiedergründung von Akademien gekommen ist. Hier wie dort ist ihnen eine Funktion zugewiesen worden, die sie bislang – von wenigen prominenten Ausnahmen wie der amerikanischen National Academy of Sciences² abgesehen – gar nicht hatten: Sie sollen die Politik beraten. Selbst die alt ehrwürdige englische Royal Society hat sich inzwischen der Politikberatung verschrieben. Dabei wird der Markt für wissenschaftliche Politikberatung gerade von einer Flut von ›Billigberatungsprodukten‹ überschwemmt.

Außerdem profilieren sich immer mehr Think Tanks, PR- und Unternehmensberatungsagenturen für die Politikberatung, mit denen die Akademien konkurrieren müssen.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Akademien von den Universitäten als Kerninstitution der modernen Wissenschaft abgelöst. Die Universitäten standen für die Entstehung der Disziplinen und die entsprechende Organisation der Lehre sowie für die betriebsmäßige Organisation der Forschung in modernen Laboren (zumindest in den Naturwissenschaften). Seitdem waren die Akademien weitgehend zu Gelehrtenvereinigungen, das heißt nach innen gewandten wissenschaftlichen Honoratiorenvereinen marginalisiert. Auch als Nationale Akademien wirkten sie in erster Linie als Repräsentationsorgane der Wissenschaft in der internationalen Wissenschaftsdiplomatie. Das wirklich wichtige Kommunikationsgeschäft der Fachwissenschaftler untereinander wird – wenn nicht ohnehin durch die Forscher selbst – durch die disziplinären Fachgesellschaften und ihre Kongresse sowie durch die jeweiligen Förderinstitutionen besorgt.

Wenn die Akademien weder eine maßgebliche Funktion in der Forschung noch in der Lehre haben, wieso kommt es auf einmal zu der Wiederbelebung dieser in den modernen ›nationalen Innovationssystemen‹ eher anachronistischen Institution, deren scheinbare Funktionslosigkeit gerade sie so unwahrscheinlich macht?

Meine Antwort auf diese offenbar auch anderen Beobachtern³ sich stellende Frage ist: Akademien sind *Verknappungsmechanismen* in einem besonderen Sinn. Sie sind die institutionelle Reaktion auf ein Grundparadox der Wissen(schaft)spolitik, für das sich auch ein Analogon in der Wissenschaftsförderung finden lässt. Das Paradox besteht in der unabschließbaren Überbietungsdynamik von Förderung der Wissenschaft und ihres damit bedingten Wachstums in der Breite einerseits und der



Differenzierung und Fokussierung auf Exzellenz andererseits. Wie ist das zu verstehen?

Zunächst ist die Wiederbelebung der Akademien, wie gezeigt, kein deutsches Phänomen. Es hat also nichts mit der hiesigen Diskussion über die (schließlich erfolgte) Gründung der Nationalen Akademie zu tun. Man muss also nach Ursachen suchen, die für alle der Wissenschaft zugewandten Länder gelten. Dabei kommt eine in den Sinn: Überall wird die Wissenschaft gefördert, seitdem sie als Innovationsquelle und Motor der Wirtschaft gilt. Die EU hat etwa als Teil ihrer Lissabon-Strategie drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für die Wissenschaft als Zielmarke vorgegeben. Auch wenn derzeit noch von kaum einem Mitgliedsland (Ausnahme Finnland) erreicht, ist diese Zahl doch für alle Mitglieder politischer Ansporn, die Forschungs- und Entwicklungsausgaben zu steigern. Die Steigerung geschieht auch, weil ihre ökonomische Sinnhaftigkeit nirgendwo und von niemandem ernsthaft infrage gestellt wird. Internationale Vergleiche zwischen den Ländern lassen die Unterschiede erkennen und erlauben unter anderem die Aussage, dass in Deutschland die Universitäten – ungeachtet der Exzellenzinitiative – etwa gegenüber den amerikanischen hoffnungslos unterfinanziert sind. Internationales Benchmarking führt also wiederum zu Steigerungen der Aufwendungen für die Wissenschaft. Allein in den drei Jahrzehnten zwischen Mitte der fünfziger bis Mitte der achtziger Jahre wuchs die Wissenschaft um das Zehnfache, inzwischen ist das Wachstum wahrscheinlich nicht mehr exponentiell, aber es geht weiter. So weit die eine Seite.

Auf der anderen Seite stehen die mit dem Wachstum der Wissenschaft einhergehenden Probleme. Schon in den 1960er Jahren zeigte der amerikanische Wissenschaftshistoriker Derek de Solla Price die absurden Folgen des von ihm zu jener Zeit linear extrapolierten Wachstums der Wissenschaft auf – jeder Mann, jede Frau und jeder Hund in der Gesellschaft würde zur Jahrtausendwende Wissenschaftler sein, wenn deren Wachstum so weiterginge – und prognostizierte den Übergang in eine Phase des »steady state«. Ganz so schlimm ist es nicht gekommen, aber die Grenzen des Wachstums zeigen sich auf andere Weise. Die ständig steigende Zahl von Wissenschaftlern und die im gleichen Tempo zunehmende Zahl von Publikationen, in denen eine zwar relativ dazu abnehmende, aber gleichwohl noch immer wachsende Zahl von Erkenntnissen kommuniziert wird, lässt ein-

zelne Leistungen in der Masse versinken. Die Besonderheit wissenschaftlichen Wissens wird überdies in der allgegenwärtigen Usurpation der »Wissenschaftlichkeit« in der Kommunikation von Industriekonzernen, PR-Organisationen, Parteien, Verbänden und den Medien zur Alltäglichkeit reduziert. Die Spitze, das Geniale, Einzigartige, die singuläre »Entdeckung«, all das der Wissenschaft bis nahe der Mitte des vorigen Jahrhunderts Charakteristische ist der banalen Massenproduktion inkrementeller Wissenszuwächse gewichen.

Auf der Ebene der Wissenschaftsförderung ist die sich daraus ergebende paradoxe Überbietungsdynamik schon seit einiger Zeit erkennbar. Der Furor der wissenschaftspolitischen Förderprogramme gilt den Kollektiven der Forschung – Sonderforschungsbereichen, Forschergruppen, Nachwuchsgruppen, Forschungsverbänden, Cluster, Netzwerken usw. Das Heil bzw. die Effizienz wird in den großen Organisationsformen gesehen. Sie bieten sich besonders für politische Programmierung an, sind in der Öffentlichkeit besser zu legitimieren und lassen sich der Politik eindeutiger zurechnen, auch dann, wenn sie von den Wissenschaftlern mitformuliert werden, die dabei nur den politischen Zeitströmungen folgen. Überdies sind sie besonders teuer und bilden damit die Quelle für das Wachstum.

In letzter Zeit wird ein dazu im Widerspruch stehender Fördermodus nahezu ebenso populär: die Individualforschungsförderung in Gestalt von Preisen. Sie macht kaum politische Vorgaben, operiert also vor allem nach dem Prinzip der wissenschaftlichen Selbststeuerung. Es gibt allein in Deutschland so viele Wissenschaftspreise, dass sie in umfangreichen Datenbanken und Handbüchern erfasst sind. Da sind sie, die herausragenden Spitzenforscherinnen und -forscher, deren Arbeitsbedingungen zum Beispiel der Leibniz-Preis verbessern und deren Forschungsmöglichkeiten er erweitern soll. Der 1896 von Alfred Nobel gestiftete Preis aller Wissenschaftspreise soll seinem Testament zufolge die jeweils bedeutendste wissenschaftliche Entdeckung des vorangegangenen Jahres belohnen (eine Bestimmung, die den Nobelkomitees seither viele Probleme macht und auch selten eingehalten wird). In der Konjunktur der Preise drückt sich die nostalgische Sehnsucht nach den genialen, in der Forschung exzellenten, vor allem aber allein mit seiner/ihrer Leistung identifizierbaren Forscher/innen aus. Je mehr Förderung des Kollektivs, desto rascher das Wachstum der Wissenschaft in der Breite, desto rascher die Selbst-



entwertung der Wissenschaft und damit desto dringender die Differenzierung, die sich in der Förderung individueller Exzellenz niederschlägt.

Genau diesem Mechanismus, vermute ich, verdanken auch die Akademien ihre rezente Wiederauferstehung. Sie sind die institutionelle Entsprechung der Exzellenz- und Qualitätsrhetorik, die inzwischen in allen westlichen ›Wissensgesellschaften‹ verbreitet ist. Auf der institutionellen Ebene sind die Akademien die ideale Reaktion auf die Veralltäglichen der Wissenschaft, den damit einhergehenden Vertrauensschwund und die gestiegenen Teilerwartungen seitens der Öffentlichkeit gegenüber der Wissenschaft. Sie repräsentieren die Wissenschaft als Ganze, und aufgrund ihrer selektiv gewählten Mitglieder zudem die erwünschte Exzellenz in der Wissenschaft. Die Akademien sind die Distinktionsinstitutionen par excellence. Ihre Mitglieder sind – aufgrund der Rekrutierungspraxis – in der Regel nicht mehr karriereabhängig, und sie sind aufgrund ihrer Distanz zu Forschung und Lehre vergleichsweise interessenneutral.⁴ Unter den bestehenden Wissenschaftsorganisationen gibt es keine vergleichbare, die diese Qualitäten aufweist.

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum ausgerechnet den Akademien die Funktion der Politikberatung zugewiesen wird. Sie konkurrieren dabei ja nicht nur mit einer Vielzahl spezialisierter und infolgedessen auch kompetenterer Einrichtungen, sondern müssen darüber hinaus die für die Beratung erforderliche wissenschaftliche Expertise selbst erst in den Universitäten und Forschungseinrichtungen rekrutieren und koordinieren, notfalls auch über den Kreis der eigenen Mitglieder hinaus. Im Unterschied zu ihrer früheren Rolle im 17. und 18. Jahrhundert, wo sie ihre Beratungsfunktion aufgrund ihrer Vorreiterrolle in der empirischen Forschung wahrnehmen konnten, bilden sie heute nur die organisatorische Schale. Genau das aber erweist sich unter den gegebenen Bedingungen als die entscheidende Qualität. Unter keinen Umständen könnten Politik und Wirtschaft sich von der Beratung durch nur eine wissenschaftliche Einrichtung, zum Beispiel eine Hauptstadt-Eliteuniversität oder die Max-Planck-Gesellschaft, abhängig machen. Ihre Expertise wäre angesichts der Komplexität der Probleme viel zu begrenzt und die Qualität viel zu zufällig im Spiel der internationalen Forschermobilität. Außerdem handelte es sich bei ihnen um Einrichtungen, die neben der Beratungstätigkeit auch noch eigene Inte-

ressen im wissenschaftspolitischen Konkurrenzkampf um Mittel und Definitionshoheit hätten. Oft sind die Interessenkonflikte nur indirekter Art und gut versteckt. Deshalb ist diesem Rat auch nicht immer und vorbehaltlos zu trauen. Mit ihrer Koordinierungsfunktion leisten die Akademien jedoch die erwünschte und geradezu notwendige Selektivität und Verknappung der Reputation. Wen sie für den jeweiligen Rat rekrutieren, ob es sich wirklich um die Koryphäe des einschlägigen Fachs handelt oder nicht, spielt gar nicht die entscheidende Rolle. Wichtig ist, dass der gewählte Berater oder Experte durch die Akademie spricht. Das verbirgt sich hinter der Floskel, die Wissenschaft solle mit ›einer Stimme sprechen‹, die zur Legitimierung der Nationalen Akademie häufiger verwendet wurde.

Die Renaissance der Akademien steht demnach für den seltenen Fall, dass eine historisch überholte Institution unter neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ganz neue Funktionen erhält. Doch jetzt heißt es aufpassen und nicht der Versuchung zu verfallen, zu viele neue Akademien zu gründen und zu viele neue Mitglieder aufzunehmen. Schon ist über den zahlreichen exzellenten Akademien die superexzellente Oberakademie gebildet, und es gibt auch schon die Akademie der ›chosen few‹. Für die nächste Runde in der Überbietungsdynamik von Trivialisierung und differenzierender Besonderung ist keine vergleichbar geeignete Organisation in Sicht, oder?

1 Ausführlicher P. Weingart und J. Lentsch: *Wissen – Beraten – Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland*. Weilerswist 2008

2 Sie wurde 1863 auf Betreiben der Wissenschaftler vom Kongress mit dem Auftrag zur Politikberatung gegründet.

3 S. P. Graf Kielmansegg: Wozu und zu welchem Ende brauchen wir Akademien?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17. 9. 2009, S. 8. Zu seiner Antwort s. unten.

4 So auch Kielmansegg, vgl. Anm. 3